

noch Brandt, noch irgend jemand anderes hat damals gefordert, daß der Westen militärisch etwas unternehmen soll. Ich habe auch begründet, warum das so war.

Ich stimme Ihnen völlig zu, daß die Bundesregierung in all den Jahren ganz erhebliche Wirtschaftsleistungen erbracht hat, die für Berlin ganz wichtig waren.

Gesprächsleiterin Dr. Dorothee Wilms (CDU/CSU): Noch einmal vielen Dank für die Betonung dieses Punktes.

Herr Professor Mahncke, Sie werden am Ende der Vormittagsveranstaltung noch einmal Gelegenheit haben, auf Anmerkungen oder Fragen der Kollegen einzugehen.

Ich möchte jetzt gern Herrn Dr. Stefan Wolle nach vorn bitten. Herr Dr. Wolle ist von der Humboldt-Universität. Wir haben ihn gebeten, heute morgen zu uns zu sprechen, weil er sozusagen von der anderen Seite des Eisernen Vorhangs bzw. der Mauer die Dinge beleuchten kann. Herr Wolle ist Bürger der ehemaligen „Hauptstadt der DDR“, wie es so schön hieß.

Er hat neuere Aktenfunde. Wir sind sehr gespannt, was Sie, Herr Wolle, von der anderen Seite der Mauer uns zu dem Thema zu berichten haben.

Dr. Stefan Wolle: Meine Damen und Herren! Ich möchte mich in meinen Ausführungen nicht nur auf die andere Seite der Mauer begeben, sondern vor allem von den Höhen der großen Politik hinabsteigen in die Niederungen der Alltagsgeschichte und der Mentalitätsgeschichte. Das ist auch meine ausgewiesene Aufgabe für meinen Vortrag in diesem Kreis.

Regelrechte Forschungen zu dem Thema gibt es vorläufig nur sehr punktuell, beispielsweise über die Zeit im Vorfeld des 13. August 1961. Zu dieser Thematik ist eine Menge in dem Buch nachzulesen, das ich zusammen mit Armin Mitter geschrieben habe: „Untergang auf Raten“. In dem Buch wird die Krise von 1961 nicht als eine Berliner Angelegenheit begriffen, sondern als eine gesamtgesellschaftliche Krise der DDR und vor allem als eine Krise von unten, vom Bewußtsein der Menschen her.

Zur Gesamthematik gibt es, wie gesagt, noch keine übergreifende Forschung. Ich möchte mich deswegen auf einige sehr unakademische und unwissenschaftliche Bemerkungen beschränken.

In den 50er Jahren sangen die Schöneberger Sängerknaben:

„Pack die Badehose ein.

Nimm dein kleines Schwesterlin.

Und dann geht es raus zum Wannsee.“

Das Lied wurde zum systemübergreifenden Ohrwurm und offenbar auch im Osten so populär, daß man meinte, nicht darauf verzichten zu können.

Allerdings wurde „Wannsee“ durch „Strandbad“ ersetzt. Für alle Nichtberliner

mache ich hier die Anmerkung: Der Wannsee liegt im Westen unserer Stadt und war seit dem 13. August 1961 für Ost-Berliner und DDR-Bewohner unzugänglich. Die fröhlich geschmetterte Aufforderung „Und dann geht es raus zum Wannsee“ hätte leicht einen mißverständlichen Klang bekommen können.

Es wäre aber ein Irrtum, zu glauben, es hätte sich hier um den Übereifer eines untergeordneten Rundfunkredakteurs gehandelt. Auch im Osten wurde eine Berliner Pseudo-Folklore gepflegt. Zu ihren Ingredienzien gehörten beispielsweise Glaßbrenners Witzfiguren, Paul-Lincke-Melodien und eine Golden-Twenty-Nostalgie, was wenig mit dem zu tun hatte, was man in der achtbändigen Geschichte der Arbeiterklasse über diese Zeit nachlesen konnte. Wie das auch immer sei, der Eckensteher Nante oder die ach so populäre Blumenfrau hatten am Alexanderplatz oder in der Königstraße zu stehen, nicht am Tiergarten oder in der Hasenheide, schlimmstenfalls am Gendarmenmarkt, der in „Platz der Akademie“ umgetauft wurde.

Fast 30 Jahre lang – ich rede jetzt vor allen Dingen über die Zeit nach dem Mauerbau – sollte systematisch das Bewußtsein ausgelöscht werden, daß es jenseits der weißgestrichenen Betonmauern eine richtige Stadt mit richtigen Menschen gab, gar einen Teil Berlins mit echten Berlinern. Die Sperranlagen bestanden zu einem nicht unerheblichen Teil aus Sichtsperrn und sogar Hörsperren. Noch Mitte der 80er Jahre wurde mit viel Aufwand zwischen dem Ostbahnsteig auf dem S-Bahnhof Friedrichstraße und den beiden Westbahnsteigen eine gigantische schalldichte Stahlkonstruktion gefertigt, damit niemand mehr die Lautsprecheransagen hören konnte, etwa „nach Charlottenburg einsteigen, bitte“ oder „zurückbleiben!“ oder „S-Bahn in Richtung Bahnhof Zoo“. Wenn überall im Realsozialismus großer Materialmangel herrschte, für die Sperranlagen rund um Berlin war immer genug da.

West-Berlin wurde am liebsten einfach vergessen. Meyers Neues Lexikon vom Leipziger Bibliographischen Institut aus dem Jahr 1962 vermeldet: „Groß-Berlin, größte deutsche Stadt und Hauptstadt der Deutschen Demokratischen Republik“. Erst in der weiteren Folge ist überhaupt von West-Berlin die Rede. Dabei wird entgegen den Regeln der deutschen Orthographie West-Berlin als *e i n* Wort zusammengeschrieben: „Westberlin“. Die Orthographie ist sonst immer so angewendet worden, daß man bei entsprechenden Bezeichnungen den Bindestrich verwendete, etwa Ost-London oder Ost-Wien. Aber West-Berlin wurde als geographische Bezeichnung in einem Wort ohne Bindestrich geschrieben, ganz offensichtlich in der Absicht, zu suggerieren, es handle sich hier um eine eigenständige Landschaftsbezeichnung analog zu Westfalen.

In der Ausgabe des Lexikons von 1978 wurde im Zeichen der Abgrenzungspolitik – wir erinnern uns an die Änderung der Verfassung der DDR 1973 – der Westteil der Stadt gewissermaßen vaporisiert. Unter dem Stichwort „Berlin“ heißt es: „Hauptstadt und politisches, ökonomisches und wissenschaftlichkul-

turelles Zentrum der DDR“. Dann folgen geographische und topographische Angaben, die sich aber ausschließlich auf den Ostteil der Stadt beziehen. Nicht einmal im Abschnitt „Geschichte“ ist auf die Existenz eines irgendwie gearteten Westteils verwiesen. Ein Meisterstück Orwellscher Neusprache! Wer dies nicht glaubt, mag es nachlesen.

Allerdings taucht unter „W“ dann „Westberlin“ als eigenes Stichwort auf, und zwar zwischen „Westbengalen“ und „Westböhmen“. „Westberlin“ ist dort als Stadt mit besonderem politischen Status definiert, die „inmitten der DDR“ liegt. Immerhin werden noch der Zoo und das Olympiastadion erwähnt. Dann wird relativ breit auf das sogenannte vierseitige Abkommen über West-Berlin eingegangen. Das Ganze ist mit einer Berliner Fahne verziert: Berliner Bär auf weißem Grund mit zwei roten Streifen. Auch hiermit soll der Eindruck suggeriert werden, es handle sich um einen eigenständigen Staat.

Das Bemühen der Obrigkeit um ein kollektives Vergessen spiegelt sich auch in den Kartenbildern wider. Während man im Westen an den Gesamtberliner Karten festhielt – auch hier handelt es sich um das Beharrungsvermögen, von dem wir eben hörten –, die bis heute jeden U-Bahnhof schmücken, gab es in Ost-Berlin schon bald nach dem Mauerbau Stadtpläne, die nur die Straßen des Ostsektors verzeichneten. Zunächst verschwanden die nicht mehr zugänglichen S- und U-Bahnlinien mitsamt den sogenannten Geisterbahnhöfen aus dem Kartenbild. Auf den Stadtplänen der 70er und 80er Jahre waren in West-Berlin Flußläufe, Wälder und Seen ohne Bezeichnung eingezeichnet, während das übrige Stadtgebiet einheitlich beige eingefärbt war. Ob sich dort eine Art Wüste oder ein riesiges Loch befand, ließ die Karte offen. Die Analogie zum Orwellschen Gedächtnisloch ist wohl nicht rein zufällig.

Zusätzlich waren all diese Karten künstlich verzerrt, um feindlichen Spionen, Fluchthelfern und potentiellen Flüchtlingen ihr finsternes Treiben zu erschweren.

Den Höhepunkt dieser Bemühungen bildeten die neuen S-Bahn-Übersichtspläne, die anlässlich des Berlin-Jubiläums im Jahr 1987 herausgebracht und in jedem S-Bahn-Waggon aufgehängt wurden. Das Westberliner S-Bahn-Netz – sagen wir vorsichtshalber: das Reichsbahnnetz – war nicht nur gänzlich verschwunden, sondern der gesamte Westteil der Stadt war im Kartenbild einfach weggelassen. Das Vakuum West-Berlin war gewissermaßen implodiert. Potsdam grenzte jetzt direkt an den Stadtbezirk Mitte. (Heiterkeit und Unruhe)

Das ist alles nachprüfbar. Wer es nicht glaubt, mag in die Bibliothek gehen und sich die entsprechende Karte holen. Es ist tatsächlich so.

Gleichzeitig bemühte man sich, den Viermächtestatus allmählich auszuhöhlen. Der Zentralflughafen Berlin-Schönefeld, der gerade wegen der alliierten Luft-hoheit außerhalb der Stadtgrenze angelegt worden war, erhielt beispielsweise eine Berliner Postleitzahl. So wurden auch neue Stadtbezirke gegründet, um

die Formulierung aus den Befehlen des alliierten Kontrollrats, die immer wiederkehrt, „Groß-Berlin und seine 20 Stadtbezirke“ wenigstens anzuknabbern und in ihrem Wirkungsbereich in Frage zu stellen.

Fast unbemerkt – ich habe es jedenfalls nirgends gelesen, daß man alliierterseits dagegen protestiert hätte – wurde ein Zipfelchen des Bezirks Frankfurt an der Oder im Nordosten der Stadt verwaltungsmäßig und postalisch dem Berliner Stadtbezirk Hellersdorf zugeschlagen. Auf der Landkarte blieben die Neubaubewohner von Ahrensfelde beim Kreis Bernau. In den Personalausweisen stand als Wohnort Berlin, und gewählt wurde bei den sogenannten Volkswahlen die Berliner Stadtverordnetenversammlung; man muß genauer sagen: bei den Kommunalwahlen.

All diese ideologischen und kartographischen Klimmzüge zeugten von der Vergeblichkeit aller Bemühungen, der Abnormität den Schein der Normalität zu verleihen. Das Bewußtsein der DDR-Bevölkerung entwickelte sich diametral zu den offiziösen Versuchen.

Wollte man eine Art Alltagsgeschichte des Lebens in der geteilten Stadt schreiben, könnte man am Bahnhof Friedrichstraße beginnen. Die labyrinthische Unterwelt des Bahnhofs Friedrichstraße mit einem ausgeklügelten System von Sperren, Guckfensterchen, Spiegeln, Videokameras, geheimnisvollen Kämmerchen, Intershops, endlosen Gängen und halbdunklen Bahnsteigen ist nun verschwunden. Ich habe übrigens diese Unterwelt erst am Tage ihres Todes kennengelernt, am 10. November 1989.

Der Bahnhof bietet heute bei aller Verkommenheit – es sei mir diese Bemerkung gestattet – ein Bild der Normalität. Hätten dem nicht verkehrstechnische Imperative entgegengestanden, hätte man die Anlagen konservieren und mit kostümierten Komparsen ausstatten müssen.

Bis zum 9. November 1989 konnte gegenüber den Treppen zum unterirdischen Klo tagtäglich ein ergreifendes Schauspiel bewundert werden. Durch die ständig klappende Pendeltür quälten sich schwerbeladene alte Damen und Herren. Hinter dem Gatter standen die Verwandten, um den lieben Großeltern die glückverheißenden Konsumgüter des Westens abzunehmen. Daneben stand stets ein Grenzsoldat mit unbeweglicher Miene. Selbst wenn eine 90jährige Oma mit Krückstock durch die Pendeltür balancierte, rührte er demonstrativ nicht den kleinen Finger. Sein ungerührter Habitus sollte wohl signalisieren: Wir können euch zwar nicht daran hindern, diese Grenze zu überschreiten, aber wir werden euch dabei nicht noch helfen.

Dann ging es zum Taxistand, wo oft eine viele hundert Meter lange Schlange war. Oder es ging direkt zu den Leichtmetallbaracken des Intershop; auch dies ein Stück untergegangener Alltagskultur der DDR.

Allen Bemühungen der Obrigkeit zum Trotz blieb Berlin im Bewußtsein der Menschen eine einige und lebendige Stadt. Hierzu trugen die Menschen,

die diese Grenzen, in welcher Art und in welcher Richtung auch immer, durchquerten – ob es Rentner waren oder West-Berliner, die uns besuchten –, sehr viel bei.

Ein zweiter Faktor war die totale Präsenz der westlichen Medien, die in dieser Stadt wirklich absolut war. Hätte man Umfragen gemacht, wäre man nach meiner Vermutung zu dem Ergebnis gekommen, daß die Menschen im Osten die Kommunalpolitik West-Berlins aus den entsprechenden Rundfunk- und Fernsehsendungen besser kennen als ihre eigene Kommunalpolitik. Die West-Berliner Kommunalpolitiker waren weitaus populärer als die Ost-Berliner.

Der Strom der Menschen riß durch die diversen Abkommen, von denen wir schon gehört haben – ich möchte es nicht wiederholen –, nicht ab, sondern wurde stärker. Die Verbindungen der Stadt wurden, glaube ich, in den 80er Jahren stärker als sie vorher waren. Hier spielten die Telefonverbindungen eine große Rolle. Mit viel Geduld, einigem Glück und dem Bewußtsein, daß andere mithören, konnte man spätnachts West-Berlin telefonisch erreichen. Hier spielte vor allen Dingen die Präsenz westlicher Medien in dieser Stadt eine sehr große Rolle. Trotz aller Perfektionierung der Grenzanlagen ließ sich immer weniger kontrollieren, was an Meinungen, Informationen, Menschen, Kulturgütern, Druckerzeugnissen etc. diese Grenze überschritt.

Zum Schluß will ich mit einer kleinen Reminiszenz den Genius loci beschwören, allerdings von der anderen Seite der Mauer. Aber zuvor gebe ich noch einen Hinweis. Das Berlin-Jubiläum 1987 verknüpft sich vor allem mit dem Versuch, Ost-Berlin großartig als das Schaufenster des Sozialismus auszubauen. Ähnliche Versuche hatte es schon früher gegeben. Auch Nikita Chruschtschow hatte derartiges schon verkündet. Aber nun, in der ausgehenden Honecker-Zeit, als alles immer knapper wurde, sagte man seitens der Regierungsspitze: Berlin soll das Wohlstandsparadies der DDR werden. – Jeder, der in der DDR gelebt hat, weiß, zu was für Verrenkungen das geführt hat. Jedenfalls war die Versorgung mit Konsumgütern in Berlin weitaus besser als woanders. Schon wenn man die Stadtgrenze mit der S-Bahn überschritt, erkannte man das. In Hoppegarten oder Strausberg sah es wesentlich trüber aus.

Dieses ganze Berlin-Jubiläum mit all seinen Verrenkungen und Bemühungen ist in gewisser Weise durch einen Vorfall konterkariert worden, an den ich erinnern möchte. Vor dem Reichstagsgebäude spielte im Juni 1980 „Rock for Berlin“. Dieser Abend wurde für die Herrschenden, hätten sie genau hinschauen können und hätten auch die Westmedien genau hingeschaut, zu einem kleinen Menetekel. Am ersten Abend waren alle über die jugendlichen Fans überrascht, die sich am Brandenburger Tor versammelt hatten. Man hatte das nur aus den westlichen Medien wissen können. Der Wind trug einige Klangfetzen über die Mauer. Sie wurden von dem großen Innenhof der sowjetischen Botschaft akustisch aufgefangen. Vor deren gußeisernem Gitter

konnte man einige Klänge des Rockkonzerts hören. An diesem Abend hatte David Bowie gesungen. Mir persönlich sagt das nichts, aber ich habe mich bei meiner ältesten Tochter erkundigt; die kennt den.

Die Polizei verlor an diesem Abend die Nerven und trieb einige Tausend Jugendliche unter Schlagstockeinsatz die Linden hinunter. An diesem Abend wurde zum erstenmal im Sprechchor gerufen: „Die Mauer muß weg!“

Der Satz von Willy Brandt im August 1961, der damals durch einen Schlagler wieder populär geworden war, erschütterte in dieser Nacht die Existenz der Mauer. Jedenfalls zeigten sich im Beton der Mauer erste Risse.

Am folgenden Abend, als die Vorfälle durch Rundfunk und Fernsehen bekanntgeworden waren, befanden sich auf der einen Seite sehr viele Menschen. Es war eine sehr politische Zusammenkunft; fast hätte ich gesagt: Zusammenrottung. Es waren jedenfalls viele Menschen an diesen Anlagen zusammengekommen. Auf der anderen Seite waren die Sicherheitskräfte besser vorbereitet und hatten schon einige hundert Meter vor den Sperranlagen Absperrketten aufgezogen. Im Hintergrund standen Mannschaftswagen und Wasserwerfer.

Wieder trug der Wind nur einige Klangfetzen über die Mauer. Erst im Schutz der Dunkelheit eskalierte die bis dahin eher lauernde und abwartende Situation. Wieder wurde gerufen: „Die Mauer muß weg!“ Und es wurde – auch das ist eine kulturgeschichtliche Kuriosität – die Internationale gesungen, mit provokativer Betonung der Textzeile „Die Internationale erkämpft das Menschenrecht“.

Seltsamerweise wurde von den jungen Leuten, die da zusammengekommen waren, „Spaniens Himmel“ gesungen: „Die Heimat ist weit, und wir sind bereit, zu kämpfen und sterben für dich, für unsere Heimat“. Dabei wiesen die jungen Leute über die Mauer und riefen den Polizisten zu: Drüben ist unsere Heimat. – Gemeint war nicht Spaniens Himmel, sondern der geteilte Himmel über Berlin.

Die westliche Berichterstattung und auch das Buch „Deutschland im Juni“ von Gaus lagen vollkommen neben der Realität. Sie begriffen nicht die Brisanz der Situation. Es wurde klar, daß jedesmal mehr kommen würden. Das wiederholte sich auch rund ein Jahr später, wenn an der Mauer – so wird es genannt – „Bambule“ sein würde. Eine Art Wetterleuchten hatte blitzartig die Unhaltbarkeit der Situation beleuchtet.

Wolf Biermann hatte einst gesungen: „Die DDR auf Dauer braucht weder Knast noch Mauer“. Genau dies sollte sich als Irrtum herausstellen. Die Mauer war das Korsett, das diesen Staat notdürftig zusammengehalten hatte. Als sie fiel, war das Ende der DDR gekommen.

Es ist ganz bestimmt so gewesen, daß der Anteil der Sachsen und Thüringer am Ende der DDR größer war als der der Berliner. Der historische Wendepunkt der

Entwicklung war ganz sicher der 9. Oktober in Leipzig, nicht der 9. November in Berlin.

Das Medienereignis, das international das Ende des SED-Systems signalisierte, war aber der Fall der Mauer am 9. November 1989. Hier wird wieder deutlich, daß sich die Absurdität der geteilten Stadt in der für jedermann sichtbaren Sperranlage und damit die ganze Problematik der deutschen Teilung gewissermaßen fokussierte. Die Mauer war nicht die Teilung, aber sie war das für alle sichtbare internationale Symbol der Teilung. Nirgendwo war die deutsche Teilung sichtbarer.

Die geteilte Stadt war eine permanente Herausforderung des SED-Staates vom ersten bis zum letzten Tag ihrer Existenz. Diese geteilte Stadt war die täglich präsente Antithese, die steingewordene Absurdität. So wurde die Mauer zum Monument der deutschen Einheit schon vor ihrem Fall.

Ich danke Ihnen. (Beifall)

Gesprächsleiterin Dr. Dorothee Wilms (CDU/CSU): Herr Dr. Wolle, Ihnen ganz herzlichen Dank! Ich finde, Sie haben mit Ihren einleitenden Bemerkungen untertrieben. Denn es ist Ihnen durch Ihre Beispiele und Ihre Schilderungen gelungen, uns wohl alle in die damalige Zeit zurückzusetzen. Das ist etwas ganz Wichtiges: daß wir Nichts vergessen, und zwar auch emotional nichts vergessen. – Deshalb ganz herzlichen Dank!

Sie haben eine Formulierung geprägt, die ich mir aufgeschrieben habe: Man wollte der Abnormität den Schein der Normalität verleihen. Aber das ist nicht gelungen. Sie haben an vielen, vielen Beispielen dargestellt, was diese Abnormität bedeutete.

Ich nehme an, daß gleich der eine oder andere Diskussionsbeitrag auf diese Dinge noch einmal eingehen wird.

Meine Damen und Herren, wir kommen jetzt zu den ergänzenden Kurzreferaten aus dem Kreise der Enquete-Kommission. Es beginnt Herr Kollege Bundestagsabgeordneter Professor Dr. Soell. Es folgen die Sachverständigen unserer Enquete-Kommission Professor Dr. Wilke und Dr. Mitter. – Herr Soell, Sie haben jetzt das Wort.

Abg. Prof. Dr. Soell (SPD): Ich möchte mit einer Bemerkung beginnen, in der ich die erste Berlin-Krise, also die Blockade 1948/49, mit der zweiten Berlin-Krise vergleiche. Während die erste Berlin-Krise insbesondere durch die Luftbrücke ein enormer politischpsychologischer Erfolg für die westlichen Demokratien insgesamt war, insbesondere für die West-Berliner, und auch das Verhalten der West-Berliner auf die westeuropäische und die amerikanische öffentliche Meinung entsprechend wirkte – auch für die Westzonen im Zuge ihrer Weststaatsgründung und schließlich auch im Hinblick auf das sich wandelnde Meinungsbild über Deutschland bei den Westalliierten –, war der Mauerbau für die West-Berliner und langfristig auch